

Domprediger Thomas C. Müller

21. Sonntag nach Trinitatis, 5. November 2017, 10 Uhr

Predigt über Matthäus 10,34-39

Liebe Gemeinde,

als sie ihren Eltern erzählte, dass sie sich taufen lassen würde, kippte die Stimmung. Sie hatte immer ein gutes Verhältnis besonders zu ihrer Mutter gehabt, als Kind, als Jugendliche, und auch als erwachsene Frau, waren sie immer sehr verbunden gewesen, hatten sich das Meiste erzählen können. Aber jetzt war es anders. Sie wusste ja, dass ihre Eltern mit dem Glauben nicht zu tun hatten, auch nicht haben wollten. Da sie sich von ihren Eltern aber immer ermuntert fühlte, ihren eigenen Weg zu finden, war sie auch der festen Überzeugung, dass diese mit ihrem Interesse am Glauben gar kein Problem haben würden. Deshalb war sie jetzt überrascht, dass ihre Entscheidung zur Taufe solche Emotionen weckte, so dass es zu einem richtigen Krach kam. Sie hatte das Gefühl, dass ihre Entscheidung als eine Provokation empfunden wurde. Als eine Art Angriff auf das elterliche Lebensmodell. „Wir haben all diese Sachen von dir ferngehalten. Wir wollen doch, dass du frei bist und solchen Ideen auf den Leim gehst.“ Sagt ihre Mutter. Sie weiß nicht, wie sie auf diese Vorwürfe reagieren soll. Sie weiß nicht, wie sie erklären soll, dass der Glaube sie nicht unfrei macht, sondern sie mehr zu sich gekommen lässt, eine Leerstelle ausfüllt. Das ist ihr im Laufe der Zeit immer wichtiger geworden. Aber als sie dann auch ihr erstes Kind taufen lässt, geht ihr ein Stich durchs Herz, dass ihre Eltern aus Protest auch der Taufe ihres Enkels fernbleiben und ihr das Gefühl geben, sie hätte nun endgültig die Seiten gewechselt. Immer wieder holt sie das schlechte Gewissen ein. Sie hat das Gefühl, ihre Eltern verraten zu haben. Oder sie hält sich vor, dass sie ihre Motive, ihre Absichten nicht besser erklärt hat. Hat nicht Jesus selbst gesagt, dass wir Frieden halten sollten. Hat er nicht gesagt: Selig sind, die Frieden stiften, sie sollen Gottes Kinder heißen? Warum kommt es jetzt zu solcher Spaltung.

„34 Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. 35 Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. 36 Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. 37 Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. 38 Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. 39 Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“ Matthäus 10. Unser Predigttext.

In unseren Ohren klingen diese Worte erschreckend, ja, geradezu gefährlich. Klingen so nicht die religiösen Extremisten unserer Tage? Werden hier nicht Familien gegeneinander aufgewiegelt und auseinandergerissen? In den Gemeinden, an die Matthäus schrieb, hörte man das anders. Als Beschreibung der eigenen Lebenswirklichkeit. Zur dieser Wirklichkeit der frühen Gemeinden gehörte auch, dass sich in den Familien die Geister am neuen Glauben schieden. In dieser Situation erinnerte man sich an überlieferte Worte Jesu. Man hörte daraus den Zuspruch: Der Riss, der sich zwischen euch und anderen auftut, ist nicht eure Schuld. Denn das, was wofür Jesus steht, fügt sich nicht spannungslos in die Welt, ihre Tendenzen und Vorstellungen ein. Nicht umsonst ist das Symbol des christlichen Glaubens das Kreuz. Es geht nicht darum, die Trennungen willentlich herbeizuführen und Unfrieden zu säen, aber es geht darum, Konflikten nicht auszuweichen. Das Kreuz auf sich nehmen, bedeutet die Scheidungen zu ertragen. Das Schwert, das Jesus gebracht hat, ist nicht das Schwert, dass er selbst in der Hand hält.

Auch kein Schwert, das seine Jünger in die Hand nehmen sollen. Sondern das Schwert, das Christen erliden müssen. Es steht für die Trennungen und Verwerfungen, die für den nicht ausbleiben können. Der Friede, den Jesus bringt, hat nichts mit einem indifferenten Harmoniebedürfnis zu tun.

So weit, so gut. Und dennoch: Die Schärfe und Stimmung, die sich in diesen Worten Jesu transportieren, klingen für uns heute doch eher befremdlich. Für sehr viele Menschen stellt sich die Situation heute doch ganz anders dar. Kirche und Christentum gehören noch immer in vielen Gegenden zur Lebensvollzug dazu, gehören zum kulturellen Bestand. Man wird nicht vor die Entscheidung gestellt, sich für seinen Glauben oder seine Familie zu entscheiden, im Gegenteil, viele haben allein über ihre Familie überhaupt eine Beziehung zum Glauben. Studien zeigen, dass nach wie vor die Familie der wichtigste Lernort des Glaubens ist. Die meisten werden nach dem Willen ihrer Eltern getauft, sie haben über ihre Eltern oder auch ihre Großeltern etwas vom Glauben erfahren oder wurden von ihnen in den Religions- oder den Konfirmandenunterricht geschickt. Man hat sich nie bewusst für den Glauben entschieden, man wuchs einfach hinein. Vielleicht wuchs man sogar darüber hinaus. Und dennoch bleibt oft eine Art Grundierung übrig und man geht gemeinsam mit der Familie zum Heiligabendgottesdienst. Von diesem Hintergrund her können einem die Worte Jesu wie der Einschlag eines Meteoriten aus einer ganz anderen Glaubenswelt vorkommen. Ist hier nicht doch das verkappte Aggressions- und Gewaltpotential verborgen, vor dem die Kritik der Religion nicht unermüdlich warnen? Was ist das denn für ein Glaube, der hier so radikale daherkommt und solch einen Anspruch formuliert, der sogar die engsten menschlichen Beziehungen relativiert?

Liebe Gemeinde, vielleicht liegt für uns genau hier das eigentlich erweckende Kern dieses Textes. In diesem Anspruch, der so fremd daherkommt. Und vielleicht sind diese sperrigen Worte Jesu für uns heutige Christen eine Chance, uns selbst noch einmal zu befragen, was denn der Glaube in unserem Leben eigentlich noch ist und bedeutet. Er verwandelt sich ja so schnell in etwas, was wir haben, so wie wir andere Dinge haben, so wie wir eine Weltanschauung haben, eine politische Meinung, Gewohnheiten und Rituale. Wir geben dem einen gewissen Raum, wie wir anderen Dingen Raum geben. Der Freizeit, den Freunden, der Familie. Jesus aber sprach ganz anders vom Glauben. Jesus verkündete das Reich Gottes als etwas, was den ganzen Menschen in eine Bewegung versetzt. In eine Dynamik, in der nichts so bleibt, wie es ist. In der es darum geht, echtes, wahres, volles Leben zu gewinnen; die die Macht hat, Hoffnung und Vertrauen zu wecken; die hilft, sich von falschen Bindungen, Gedanken, Verhaltensweisen zu lösen. Es ist Nähe Gottes, die näher ist als wir uns selbst, und die uns ein innersten Gehaltensein ermöglicht, das retten kann. Die Jünger folgen Jesus, weil sie merken: es geht nicht um eine weitere Glaubensvariante, Richtung, oder Lehre, sondern um das Ganze. Und die Weise, wie man dieser Dynamik des Reiches Gottes Rechnung tragen konnte, war die Nachfolge.

Liebe Gemeinde,

Wir nehmen heute eigentlich – auch in der Kirche und unter Christen – gegenwärtig kaum noch das Wort Nachfolge in den Mund. Aber vielleicht ist genau das die entscheidende Frage, die sich heute wieder stellt. Ob uns unser Glaube noch in Bewegung setzen kann; ob er fähig ist, unser Leben in eine Richtung zu führen; ob er uns in die Lage versetzt, uns für oder gegen etwas zu entscheiden. Nachfolge bedeutet: Der Glaube ist kein Zustand, kein Bestand an Einstellungen, sondern er ist ein Weg. Es ist ein Weg, auf dem sich die Maßstäbe dessen, was wichtig ist, und was weniger wichtig ist, verschieben. Ein Weg, auf dem sich das Wertesystem verändert. Und das hat nicht selten auch die Folge, dass wir uns den Wertebezügen unserer Umgebung, unseres Milieus, unsere Freundschaften, ja, und unserer Familie lösen und lösen müssen, um einen eigenständigen Weg gehen zu können. Das aber ist besonders schwer.

Es sind oft gerade die Menschen, mit denen wir aufgewachsen sind, mit denen wir leben, die uns emotional besonders nah sind, aus Familie, Freundschaften und unseren anderen unmittelbaren Lebensbezügen, die uns zögern lassen. Die Differenz zu denen, die zu uns gehören, empfinden wir als besonders gravierend und schmerzhaft. Deshalb ist die Versuchung so groß, zu schweigen, ja uns zu verschweigen. Manchmal sind wir gegenüber unseren nächsten Menschen am sprachlosesten. Und

manchmal binden sie uns so sehr, dass wir uns innerlich nicht mehr bewegen können. Denn wir wollen niemanden verraten. Und bleiben stehen. Wir folgen dem Ruf oder der Berufung nicht, die wir doch vernehmen. Familien- und Gruppentraditionen können sehr wertvoll und bereichernd sein, aber sie können manchmal das Heilwerden, das Ganzwerden, den Gewinn des eigenen Lebens, verhindern. So führen sie in Unfreiheit und Angst, statt in Freiheit und Zuversicht.

Manchmal müssen wir loslassen. Dazu gehören manchmal auch Beziehungen und Bindungen, alte Muster und Denkweisen, die mich hindern weiterzugehen auf dem Weg, der zum Leben führt.

„Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“

Die Frage der Nachfolge ist aber nicht nur für den Einzelnen relevant. Die Frage der Nachfolge wurde im Lauf der Geschichte immer dann besonders dringlich, wenn die Gesellschaft zunehmend von Werten und Maßstäben geprägt wurde, Gedanken und Ideen, die dem Glauben und Friedensbotschaft Jesu entgegenstanden. Es gibt Zeiten, in denen Mächte und Kräfte aufeinanderprallen und sich am Ende herausstellen musste, welche Kräfte und welche Mächte letztlich das Feld behalten. Nicht umsonst hat Dietrich Bonhoeffer sein Buch Nachfolge 1937 geschrieben, in einer Zeit, in der sich für die Christen und die Kirche die Lage zuspitzte und man Stellung beziehen musste, gegen eine Ideologie, die selbst menschenverachtend war, die aber der christlichen Botschaft vorwarf das Volk zu spalten. Es geht darum, diesen Kampf zu seiner Sache zu machen und in sein persönliches Leben hineinzunehmen.

Auch heute gibt es wieder Themen, die tiefe Risse bis in Familien und Freundschaften hinterlassen. Die Flüchtlingspolitik war in den letzten zwei Jahren solch ein Thema, das tief gespalten hat und noch spaltet. In unserer Gegenwart ringen verschiedenen Kräfte miteinander, es werden Weichen gestellt, Umgangskulturen geschaffen, Entscheidungen getroffen, Weichen gestellt. Sind wir den Menschen in dieser Gesellschaft nicht unsere Erkennbarkeit als Christen schuldig. Haben Sie nicht ein Recht darauf, zu wissen, wem wir folgen? Für was wir stehen? Was es bedeutet, sich an der schöpferischen Liebe Gottes zu orientieren? Die Konflikte, die solche Erkennbarkeit nach sich ziehen, anzunehmen, ist der Preis eines Lebens, das einen Wert hat. Und vielleicht wird es gerade in unserer Zeit, mit den vielen Herausforderungen, die es zu bewältigen gibt, darauf ankommen, dass wir als Kirche wie als Christen konfliktfähiger werden. Zu solcher Konfliktfähigkeit gehört, dass wir keine Angst vor Klarheit haben, sondern das Zutrauen, dass sich nur dann etwas klären kann. Auch für die anderen. Diese Konfliktfähigkeit und Klarheit ist auch etwas anderes als die Überheblichkeit derer, die immer alles besser wissen und immer auf der richtigen Seite stehen. Vielleicht ist es heute die Herausforderung schlechthin, in der Sache klar zu sein und dennoch die Zugewandtheit zu denen nicht zu verlieren, denen wir widersprechen müssen. So wie Jesus es ja gelebt hat: Er war kein Knecht der Leute und ihrer Meinungen, aber er war ein Diener aller Menschen.

Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Nein, kein religiöser Extremismus. Keine Aufwiegelei gegen die Familie. Mag uns der Ton fremd erscheinen an dem, der die Friedfertigen seligpries. Dahinter steht der Ruf in die Freiheit, Die Freiheit der Kinder Gottes, die Freiheit derer, die sich auf den Weg machen, dass Leben zu finden, das Gott verheißt. Diese Freiheit will nicht vor den Kopf stoßen, aber sei lässt sich von Altem nicht binden, weil sie dem vertraut, der das Ziel kennt.

Amen.